

Folklore *imaginaire*

Frankreichs Jazzmusiker sprechen ungern von eigenen Wurzeln, lieber von Quellen. Nationalistisches Denken ist ihnen suspekt: Der Jazz ist eine internationale Sprache. Ihr Repertoire schreiben sich die meisten Bandleader selbst. Mit Respekt für die Vorläufer, aber ohne Idolatrie. **Jazz in Frankreich, Teil 2.**

Von Karl Lippegauß

Louis Scavis, Mitbegründer des Kollektivs ARFI, war mit dem Etikett „Folklore imaginaire“ gar nicht glücklich.

Foto: ECM

Ein Junge liegt im Gras, die Familie macht Picknick. Aus dem Grammophon ertönt die Ouvertüre einer Operette. „Es war das Schönste, was ich je gehört hatte“, sagt Michel Portal. Seine Eltern waren vor Franco aus Spanien geflohen. Der Vater hatte ein Café in Bayonne, in dem Männer Karten spielten. „Ich glaubte, in dieser lähmenden Stille fast zu ersticken. Bis endlich im Sommer ein Fest stattfand, bei dem Leute tanzten, lachten und mir applaudierten. Da spürte ich, die Musik kann mich retten.“ Portal gewann große Preise und schaffte die Quadratur des Kreises, eine Karriere in Klassik, Neuer Musik und als Jazzmusiker. „Jazz“, sagt er, „bietet mir die einzige Möglichkeit, frei zu sein, zu schweben, zu träumen.“

Die Pariser Musikszene als Drehscheibe der Kulturen nutzend, bezog er seine Inspiration. „Jazz hat auch eine exotische Seite: Jemand hat eine andere Hautfarbe, trägt einen komischen Hut, redet anders – das interessiert mich.“ Portal saß im Orchester, als Ellington 1961 die Musik für den Film „Paris Blues“ einspielte, und wurde der nach Eric Dolphy größte Bassklarinettist.

Ab Mitte der 1980er-Jahre war in Frankreich viel von einer Nouvelle Vague im Jazz die Rede. Und von Louis Scavis, der das Kompliment etwas schulterzuckend annahm. Als Teen-

ager in den Ferien in England hatte er erstmals Nebelhörner vernommen, da hatte er noch nichts von Dolphy oder Portal gehört; diesen Klang suchte er auf seiner Bassklarinette. Zehn Jahre im Workshop de Lyon, dann gleich zwei Alben solo: 1985 bekam er für „Clarinettes“ den Grand Prix du Disque. Immer neue Bands, von Trio bis Septett, entstanden. Jedes Album zeigte, wie Scavis nicht nur den französischen Jazz, auch Theater-, Ballett- und Filmmusik voranbrachte. „Anfangs gefiel es mir, eigene Spielarten zu erfinden. Ich bin nicht mit klassischem Jazz groß worden, da war es nur natürlich, von Beginn an eigene Codes, eine Sprache zu finden. Aber

„Jazz bietet mir die einzige Möglichkeit, frei zu sein, zu schweben, zu träumen“

nie in Opposition zur Tradition. Jazz ist fundamental amerikanische Musik, doch wir sind keine Schwarzen, keine Amerikaner und nicht in den 1930ern geboren. Warum also sollten wir so spielen wie die, die wir bewundern?“

Mit Freunden in Lyon gründete Scavis eines der ersten Jazzkollektive, die ARFI (Association à la recherche d'un folklore imaginaire = Gesellschaft zur Erforschung einer imaginären Folklore). Der Name wurde in den Medien fälschlich zum Synonym für den neuen französischen Jazz. „Für mich“, sagt Scavis, „war es aber nur ein poetischer Ausdruck dafür, dass wir gemeinsam eine gemeinsame Sprache erfanden; nicht um zu einer existierenden Folklore zurückzukehren und sie zu ‚verjassen‘, obwohl ich heute oft Leute höre, die genau das tun. Es war viel pragmatischer, offener: kollektivistisch entwickelte sich, was nur so lange lebte, wie das Treffen dauerte.“ Es ging also nicht um Rückkehr aufs Land zu

folkloristischen Traditionen, die durch Landschaft und Zentralismus ohnehin fast verschwunden waren. „Im Gegenteil. Man kann gemeinsam musizieren, ohne die gleichen Wurzeln, die gleiche Kultur, dieselben Bezüge zu haben, indem man gemeinsam etwas erfindet.“

Mit fünfzehn Jahren las Pierre Barouh „La rage de vivre“ (Original: „Really The Blues“) des amerikanischen Klarinettenisten Mezz Mezzrow und hörte Platten von Billie Holiday. „Es war wie ein Kulturschock.“ Mit dem Pianisten Maurice Vander nahm der Gitarrist Musik für den Film „Un homme et une femme“ auf. „Niemand wollte sie anfangs veröffentlichen.“ Mit dem Erlös aus dem späteren Welthit gründete er sein Plattenlabel Saravah. Zu den ersten Singles gehörte: Brigitte Fontaine und das Art Ensemble of Chicago mit „Comme à la radio“ (1969), eine Kultplatte bis heute. Fünf Alben mit dem Sopransaxofonisten Steve Lacy folgten oder auch „Moshi“ (1972), die afrikanische Reise des Saxofonisten Barney Wilen, mehrfach neu aufgelegt. „Ich kann weinen bei einem Akkordeon“, sagte Barouh. „Und mich ins All befördern lassen vom Free Jazz.“

Sein Großvater war ein Freund des Autors und Piloten Antoine de Sainte-Exupéry. Andy Emmer ist wie ein geduldiger Coach und stolz auf seine „little big band“, das seit 1989 bestehende MegaOctet. Gezielt komponiert er für die neun Mitspieler. Als Achtjähriger spielte er mit seiner Lehrerin vierhändig Klavierauszüge von Mozart- und Beethoven-Sinfonien. Seine englische Mutter brachte ihm bei, seine Gefühle zu verbergen. „Für das MegaOctet musste ich mich erst gründlich ‚latinisieren‘.“ Mit dem Bassisten Claude



Exotische Klänge auf dem Akkordeon: Vincent Peirani



Michel Portal, größter Bassklarinettist nach Eric Dolphy

Verschmilzt diverse Spielarten mediterraner Musik: Renaud Garcia-Fons





Foto: Sven Thielmann

Hierzulande populärer als daheim: Émile Parisien

Tchamitchian und dem Drummer Éric Echampard formierte er ein fulminantes Trio. „Ich kann's mir nicht leisten, auf die Inspiration zu warten. Es zählt nur Arbeit, Arbeit, Arbeit.“ Zehn Jahre begleitete er Portal, mit dem er die Welt bereiste. „Michel sagt von sich, er sei weder Komponist noch Arrangeur, da half ich gerne aus. Aber er ist ein herausragender Klarinetrist und Gestalter, der seine Ideen nicht aufschreiben will, also transkribierte ich sie.“

Der Pianist Benoît Delbecq fand die Idee einer ‚folklore imaginaire‘ überzeugend „in der Verlängerung von Béla Bartók, John Cage oder dem ARFI in Lyon. Um 1986 war ich vernarrt in Cages Stücke für präpariertes Klavier, gleichzeitig begeisterte mich die Polyrhythmik im Jazz.“ Delbecq versuchte, beide Universen zu mischen, wie das auch Multitalente wie Eve Risser oder Sylvain Rifflet tun. Oder Renaud Garcia-Fons, der virtuose Bassist, der mit aufwendigen Konzeptalben musikalische Dialekte der mediterranen Welt verschmilzt. Sein Lehrer war der Libanese François Rab bath, sein spanischer Vater war Maler, und auch Renaud „malt“ sein imaginäres Spanien mithilfe unglaublicher Bogen- und Pizzicato-Techniken.

Balinesische Einflüsse strömen aus dem Akkordeon Vincent Peiranis. „Beim ersten Mal auf einer Bühne mit Michel Portal spürte ich, ein Zauber entwich der Musik: Sie klang generös, witzig, verrückt, bewegend.“ Das findet auch Bernard Lubat, der alljährlich im August in Uzeste, seinem Heimatdorf in der Gascogne, ein Festival organisiert. Als Drummer bei Stan Getz auf „Dynasty“ (1971) hatte er seinen Durchbruch, als Pianist ist er ebenso originell wie als Festivalmacher. Portal und Scavis sind immer dabei, auch Archie Shepp und Cecil Taylor lud er ein. „Das Klavier ist ein Perkussions-

instrument. Ich mag die Keilerei der linken gegen die rechte Hand. Die Verwurzelung in der traditionellen Musik spricht mich stark an.“

Nach dem Wahlsieg Mitterands und mit Jack Lang als Kulturminister konnten Frankreichs Jazzmusiker dank der landesweit verstreuten „Maisons de Culture“ leben. Ein Netz, das heute viele Löcher hat, die Gigs wurden seltener, aber es gibt noch gute Clubs: Sunside und Le Triton in Paris, Le Petit Faucheur in Tours, Pannonica in Nantes oder Périscope in Lyon. Doch der Saxofonist Émile Parisien, zum Beispiel, ist in Deutschland populärer als daheim. Der Gitarrist Marc Ducret trat häufiger hierzulande oder in den USA auf, da die Event-Kultur in Paris die kleinen Spielstätten absterben ließ. Ein Kulturminister folgte auf den anderen, der Jazz ging meist leer aus. „Da hat man zwei Jahre mit einer Band geprobt, ein Tape an den Promoter geschickt, und dann heißt es jedes Mal: ‚Super, wirklich, aber könntest du mir etwas anderes liefern?‘ Wer dieses Spiel mitspielt, läuft herum wie mit einer Kugel am Bein.“ Pianist Edouard Ferlet wünscht sich, dass die Jazzmusiker in Europa „das große klassische Erbe ihrer Länder maximal nutzen“. Er selbst kehrte mit einem Berklee-Diplom zurück nach Paris und fand sofort Anschluss an die Szene. Die amerikanische Tradition hält er für elementar und wichtig, doch seine Bach-Bearbeitungen und das Spiel mit einem „virtuellen“ zweiten Flügel auf „Pianoïd“ (2021), die aufregenden Duette mit der Cembalistin Violaine Cochard oder dem Bassisten Jean-Philippe Viret mit dessen Couperin-Bearbeitungen auf „Les idées heureuses“ (2017) suchen ihresgleichen. Dominique Pifarély schließlich studierte klassische Violine und fragte sich irgendwann: „Was kann ich spielen, das weniger langweilig klingt? Ich suche stets nach Lösungswegen. Improvisieren ist ein probates Mittel gegen Langeweile, Wiederholung und Akademikerdünkel.“ ■

Hörtipps

Michel Portal:
Dockings (Label
Bleu, 1990)

Vincent Courtois:
L'imprévu (La Buis-
sonne, 2010)

**Andy Emler Mega-
Octet:** E Total (La
Buissonne, 2012)

Jean-Philippe Viret:
Les idées heureuses
(Mélisse, 2017)

**Philippe Mourato-
glou Trio:** Univers/
Solitude (Vision
Fugitive, 2018)

No Tongues: Les
voies du monde
(Ormo, 2018)

Louis Scavis:
Characters On A Wall
(ECM, 2019)

